

FALLS  
JEMAND  
FRAGT,  
WER WIR  
WAREN

hanserblau  
ROMAN



EVA  
KRANENBURG

# Leseprobe

## Das Buch

Als Rena spurlos verschwindet, macht sich ihre beste Freundin Tilla auf die Suche nach ihr. Doch schnell merkt sie: Nichts von dem, was Rena über sich erzählt hat, ist wahr. Die Verkäuferin, die angeblich Renas Mutter ist, hat gar keine Kinder. Das Haus an der Adresse, die ihre Freundin ihr genannt hat? Eine ausgebombte Ruine.

Je verzweifelter Tilla in ihrer Heimatstadt Halle nach Rena sucht, umso klarer treten die Abgründe der noch jungen DDR hervor. Als sich die brodelnde Unzufriedenheit in der Bevölkerung schließlich im Volksaufstand des 17. Juni entlädt, muss Tilla sich entscheiden, wie weit sie gehen will – für die Wahrheit, für ihre Freundin, und für die Frage, woran sie wirklich glaubt.

## Die Autorin

Eva Kranenburg ist Psychotherapeutin, Drehbuch- und Roman-Autorin – sie schrieb u.a. das Skript für die Netflix-Serie *Parfum*. *Falls jemand fragt, wer wir waren* ist ihr erster Roman für Erwachsene und wurde von ihrer eigenen Familiengeschichte inspiriert.

Eva Kranenburg. *Falls jemand fragt, wer wir waren*  
288 Seiten. Gebunden. Auch als E-Book  
Erscheint am 21. Juli 2026

[hanser-literaturverlage.de](http://hanser-literaturverlage.de)

Umschlag: FAVORITBUERO, München  
Motiv: © Miguel Sobreira / Trevillion Images

**hanserblau**

## MAI 1953

**W**as will denn das Einbein hier?«

»Das heißt *Kriegsversehrter*«, korrigiere ich Rena, während ich meinen nassen Badeanzug ausziehe.

»Pff«, schnaubt sie und drückt ihr Gesicht an das winzige Waggonfenster. Ich dränge mich neben sie und fühle ihre warme Haut. Tatsächlich: Draußen in der Helligkeit des Frühlingstages stakst jemand am Flussufer im hohen Gras herum – ein Mann mit einer Beinprothese. Zwar trägt er Hosen, aber man erkennt es an seinen Bewegungen. Jetzt sieht er zu unserem Waggon hin, der hier mitten im Grünen, an den Saalewiesen, zwischen Bäumen und Ranken im wild wachsenden Gras steht. Der rostige Güterwaggon ist unsere Umkleidekabine, wenn wir im Fluss baden. Und wenn es regnet, bietet er uns ein Dach, unter dem wir sitzen und über die Schule, unsere Väter, Jungs und die Liebe reden.

Der Kriegsversehrte trägt eine Schiebermütze, eine dunkle Jacke und schwere schwarze Stiefel. Er sieht aus, als käme er vom Land.

»Einbeinige bringen Unglück«, behauptet Rena.

Das habe ich noch nie gehört. »Du verwechselst das mit schwarzen Katzen«, sage ich. Die bringen Unglück, das sagt zumindest die alte Frau Meyer aus dem Hinterhaus. Sie hat mir allerdings auch ein fleischfarbenedes Schnürkorsett zum sechzehnten Geburtstag geschenkt und meint, dass »junge Damen« so etwas tragen. Man sollte ihr also keineswegs trauen.

»Spitzel, Aufseher, Polizisten, Besoffene und Einbeinige bringen Unglück«, beharrt Rena. »Das mit den ersten vier brauch ich dir wohl nicht zu erklären. Und bei den Einbeinigen kommt das daher, dass sie ständig schlecht gelaunt sind wegen ihrer Schmerzen – und weil es im Kessel von Stalingrad so gezogen hat und ihnen alle Zehen abgefroren sind und weil Deutschland nicht mehr über alles herrscht. Überhaupt: Ein Mann irgendwo im Nirgendwo in der Nähe von wehrlosen jungen Mädchen, das bringt sowieso Unglück.«

Rena sieht aber so gar nicht wehrlos aus, während sie interessiert durch die Luke sieht. Stattdessen wirkt sie so, als hätte Turnvater Jahn sie persönlich fünf Stunden am Tag in der Mangel, wie sie dasteht in den kurzen zinnoberroten Ballonhosen, in denen sie immer badet. An den Unterschenkeln wölbt sich ihre Muskulatur regelrecht hervor. Außerdem können wir beide ziemlich schnell rennen, wir brauchen keine Angst vor einbeinigen Männern zu haben. Trotzdem sehe ich zu, dass ich mich schnell abtrockne und in meine Unterwäsche komme.

»An der Würfelwiese wurde letzte Woche ein Mädchen überfallen«, flüstere ich. »Sie wurde geschändet, so hieß es in der Stadt.«

Wir beobachten den Einbeinigen, wie er am Ufer entlanggeht. Er wirkt harmlos, aber ...

Auf einmal kracht etwas gegen die Wand direkt neben mir. Ein Schlag, sodass der ganze Waggon dröhnt, und dann ein zweiter. Vor Schreck schreie ich laut auf, sogar Rena zuckt zusammen.

Es kracht wieder, dann schiebt sich schnarrend die Waggon tür zur Seite und helles Sonnenlicht dringt ein. Drei weite-

re Männer stehen vor der Tür. Sofort schlägt mein Herz fest gegen meine Rippen, noch bevor ich mit dem Verstand ausgerechnet habe, dass ein Einbeiniger allein gegen zwei starke Mädchen keine Chance hat, vier Männer mit insgesamt sieben Beinen aber sehr wohl. Als der Blick des vorderen auf mich fällt und langsam über mich gleitet, wird mir unangenehm bewusst, wie sich meine Brüste unter meinem Unterhemd wölben. Schnell wickle ich eine Decke um mich, aber der Mann wendet seinen Blick nicht ab, als könnte er durch den Stoff hindurchsehen. Ich versuche mir mein Herzrasen nicht anmerken zu lassen und stattdessen zurückzustarren, als ob ich keinerlei Angst hätte. So hat es mir meine Mutter beigebracht, damals, als noch die Faschisten herrschten und unsere Wohnung durchsucht wurde.

Ich mustere die Männer. Schiebermützen, schwere Stiefel. Einer hält einen langen Ast in der Hand. Sie blockieren die Tür so, dass wir nicht mehr an ihnen vorbeikönnen. Einen anderen Ausgang gibt es nicht, denn die Tür auf der gegenüberliegenden Waggonseite klemmt.

»Seid ihr allein hier?«, fragt der Mann mit dem Ast. Der Waggon steht mitten im Nichts, bis zur Stadt sind es mindestens zwanzig Minuten. Hier ist kein anderer Mensch weit und breit. Niemand kommt je hierher. Das wissen Rena und ich nur allzu gut.

Der zweite Mann tritt mit seinen schweren Stiefeln rein in den Waggon und fragt: »Was macht ihr hier?«

Ich kriege kein Wort heraus, es ist, als hätte ich keinen Atem mehr zum Sprechen. Da ertönt neben mir Renas klare Stimme: »Wir spielen hier Mau-Mau mit unseren fünf Brüdern. Und Sie?«

Der Mann findet das kein bisschen komisch.

»Ich maumau dir gleich was!«, entgegnet er grob.

Ich ziehe die Decke enger um mich.

Der dritte Mann späht aufmerksam herein, als erwarte er tatsächlich, unsere fünf Brüder im Waggon zu entdecken. Aber er sieht natürlich nur die zweite Decke, die auf dem Boden liegt, den Kuchen, den ich mitgebracht habe, und das Messer zum Schneiden. Das Messer! Vielleicht kann ich es unauffällig aufheben? Für den Notfall könnte das sehr hilfreich sein. Gleichzeitig hoffe ich, dass meine Angst unberechtigt ist. *Das sind bestimmt nur irgendwelche Männer, die einen Spaziergang machen und neugierig wegen des Waggons sind*, versuche ich mich zu beruhigen.

Doch mein Herz klopft noch stärker gegen die Rippenwand.

Der mit dem Ast scheint sich nicht für unsere fünf angeblichen Brüder zu interessieren. Er tritt einen Schritt zurück, und dadurch scheint die Sonne auf sein Gesicht. Er ist unrasiert, seine Lippen sind aufgesprungen, die Haut aufgedunsen.

»Wie kommt dieses Ding überhaupt hierher?«, fragt er, und dann schlägt er noch einmal so stark mit dem Ast gegen die rostige Metallwand, dass alles dröhnt.

Unser Waggon steht wirklich ganz eigenartig mitten am Flussufer, weit weg von jeglichen Schienen. Rena und ich glauben, dass die Amerikaner, die damals vor den Russen unsere Stadt besetzt hatten, den Waggon hierhergebracht haben. Vielleicht haben sich einige von den amerikanischen Soldaten eine Art Wochenendhäuschen hier erschaffen, fern von ihrer Truppe.

»Die Bahntrasse ist doch ganz woanders«, sagt der Astmann.

»Hundert Punkte«, sagt Rena.

Die Männer starren sie wütend an. Auch der Einbeinige ist dazugekommen. Er späht an den anderen vorbei auf unsere Decke und meinen Kuchen.

»Da haben es sich aber zwei Damen in der Natur gemütlich gemacht.« Seine Stimme klingt unerwartet hoch und dünn.

»Es gibt sogar Kuchen«, meint der Astmann.

»Richtig«, sagt Rena im Tonfall einer Kindergärtnerin. »Und was für einen Kuchen haben wir da? Wer die richtige Antwort weiß, gewinnt einen Kühlschrank und eine Woche im Erholungsheim Walter Ulbricht.«

Hat sie denn gar keine Angst? Aufrecht, selbstbewusst und frech wie immer steht sie da. Doch da fällt mein Blick auf ihre Hand. Sie hält sie hinterm Rücken zu einer Faust geballt, die Knöchel treten weiß hervor. Und ob sie sich fürchtet!

Ich stelle mich dichter an sie, berühre ihren Arm von hinten. Rena atmet langsam aus.

Der dritte Mann, der grobe, zieht Rotz hoch und spuckt einen ekligen Flecken ins Gras. Seine Stimme klingt rau, als er Rena anfährt: »Du bist unverschämt, vorlaut und frech!«

Rena dreht sich zu mir.

»Hast du das gehört, Tilla? Schreib das auf! Ich will, dass das später mal auf meinem Grabstein steht.«

Meine Anspannung und Angst entladen sich in einem fast kreischenden Auflachen. Es klingt, als hätte ich Angst.

Da sieht der Grobe mich zum ersten Mal an. Irgendwas blitzt in seinen Augen auf, dann packt er mich an meiner Decke und zieht mich zu sich ran.

»Was ist so lustig?«, fragt er.

*Zeig keine Furcht. Wenn sie kommen und unsere Wohnung durchsuchen, dann sieh sie genau an und merk dir, wie sie aussehen. Hinterher musst du mir erzählen können, welche Farbe ihre Augen haben und wie ihre Nase geformt ist. Du siehst sie so aufmerksam an, als wolltest du ein Bild von ihnen malen, Tilla. Ich höre die Stimme meiner Mutter, als würde sie noch leben, und versuche, mir meine Furcht nicht anmerken zu lassen.*

Schmutzig graue Augen, hellbraune Bartstoppeln, Schweiß auf der Stirn, grobe Poren an der Nase, ein verhärmteter böser Zug um den Mund. Es klappt nicht, mich auf diese Art von meiner Angst abzulenken: Ich fange an zu zittern, und der Mann kann das bestimmt durch die Decke hindurch spüren. Er zieht mich noch näher zu sich heran. Sein Atem riecht nach Alkohol.

Da legt Rena den Arm um mich, ganz ruhig und fest. Und dann greift sie mit derselben Ruhe den Arm des Mannes und schiebt ihn von mir weg. Wie eine Herrscherin, wie eine, die es gewohnt ist, dass man ihr folgt. Und der Mann reagiert, wie ein Untertan reagieren sollte, und lässt von mir ab. Er tritt sogar einen Schritt zurück. Wie sie das bloß gemacht hat! Nur ich weiß, dass ihre Hand an meiner Schulter schweißnass ist.

»Wir sind hier an der Saale spazieren gegangen und haben dabei diesen Waggon entdeckt«, erkläre ich dem Mann so höflich, wie ich kann. Meine Stimme klingt dabei erstaunlich ruhig. »Wir fragen uns genau wie Sie, wie er hierhergekommen ist.«

»Passt auf«, sagt er, »das hier könnte ein Lager von Asozialen sein, von irgendeinem Gesindel.« Er deutet auf unsere Decken.

Höflich sein, um sie nicht zu provozieren, und wenn das

nichts bringt, unauffällig nach dem Messer greifen, das ist mein Plan. Rena holt schon wieder tief Luft, aber ich stoße ihr den Ellenbogen in die Seite und sage: »Danke für den Hinweis. Sie haben recht, möglicherweise ist es gefährlich hier.«

»Ja, ziemlich merkwürdige Gestalten schleichen in letzter Zeit hier herum«, fügt Rena hinzu und starrt die vier finster an. »Wer sind Sie überhaupt?«

Die Männer tauschen einen Blick.

»Wir sind Ungeziefer«, sagt der Einbeinige, und dann lachen sie alle vier laut auf. Der mit dem Ast verbeugt sich auf gezielte Weise vor uns. »Darf ich vorstellen? Wir sind ... kriminelle Elemente.« Wieder lachen sie auf diese höhnische, wütende Art, und ich spüre die Gänsehaut meinen Nacken hochklettern. Irgendwie vibrieren diese Männer vor Wut. Selbst ihr Lachen ist voll davon – und die Luft um sie herum.

»Habt ihr hier jemanden gesehen?«, fragt der Einbeinige.

Rena hat mir ein Zeichen beigebracht, mit dem man dem anderen signalisieren kann, zu schweigen. Ein ganzes Arsenal solcher geheimer Zeichen beherrscht sie für alle möglichen Notlagen. Ich fasse die Decke mit der einen Hand und lege die andere an die Lippen, den Daumen ausgestreckt, der Zeigefinger streicht nachdenklich über meine Lippen, als wäre es eine zufällige Geste. Und Rena, dem Himmel sei Dank, Rena schweigt.

»Mein Verlobter ist ganz in der Nähe«, lüge ich nun und zeige den Ring an meinem linken Finger. Roman hat ihn mir wirklich heute Morgen geschenkt. »Er kommt gleich zurück, zusammen mit seinem Vater.« Rena drückt ganz sacht meine Schulter. Ich verstehe das als Ermutigung.

»Schallenberg«, füge ich hinzu. »Roman Schallenberg ist

mein Verlobter. Sein Vater ist Hartmut Schallenberg. Vielleicht haben Sie die beiden unten am Fluss gesehen?«

Natürlich weiß nicht jeder in der Stadt, wer Hartmut Schallenberg ist – aber wenn die vier Männer wirklich kriminell sind, dann gibt es vielleicht eine Chance. Ich hoffe einfach, dass es zum Berufswissen des Kriminellen dazugehört, den Namen des städtischen Polizeichefs zu kennen.

»Habt ihr eine Frau gesehen?«, fragt der Mann, der sich bisher still im Hintergrund gehalten hat.

»Nein, leider nicht.«

»Geht nach Hause, Mädchen«, sagt der Einbeinige. »Junge Damen haben hier nichts zu suchen. Sie gehören in die Stube, wo sie stecken können.«

Ich höre Rena neben mir schon wieder Luft holen. Bestimmt hat sie eine schlagfertige Antwort parat, aber in dieser Situation möchte ich die nicht hören. Wieder führe ich die Finger an die Lippen, als müsse ich nachdenken, und zum Glück bleibt Rena erneut still.

»Das werden wir machen, sobald Herr Schallenberg und mein Verlobter zurück sind. Sie baden noch im Fluss. Vielen Dank für Ihre Hinweise«, sage ich mit meiner höflichen Stimme. Ganz kurz sehen sie mich kritisch an, ob ich mich etwa über sie lustig mache wie Rena, aber ich blicke so ernst und gleichzeitig so furchtlos, wie ich kann, zurück.

»Sollen wir der Frau etwas ausrichten, wenn wir sie sehen?«  
Die vier tauschen einen Blick.

»Sie soll zurückkommen«, sagt der Astmann und schlägt mit seinem Ast in die hohen Grashalme.

»Es wird alles gut«, sagt der Einbeinige.

»Es wird immer alles gut«, fügt der Stille hinzu.

Da verkündet der Grobe: »Ende gut, alles gut.«

Für mich klingt das eher wie eine Drohung, und die unbekannte Frau tut mir leid.

»Hätte nicht gedacht, dass dieser Roman Schallenberg dazu taugt, kriminelle Elemente zu vertreiben«, sagt Rena ein paar Augenblicke später, als wir den vieren nachsehen, wie sie weiter flussaufwärts gehen. Immer noch hat sie ihren Arm um mich gelegt.

»Mensch, Tilla ...«, sagt sie, dann löst sie den Arm von mir und zeigt mir ihre Hand, die noch zittert. Ich habe sie so gern in diesem Moment, weil sie wild wie ein Straßenhund kläfft, aber innerlich ängstlich ist wie ich.

»*Mau-Mau mit unseren Brüdern? Eine Woche im Erholungsheim?*« Ich lasse die Decke fallen und ziehe mich schnell an. Dabei muss ich im Nachhinein laut lachen über Renas Antworten.

»Und der Grabstein! Mach dir keine Sorgen, ich werde so schöne Dinge auf deinen Grabstein schreiben, dass du gleich vor Freude wieder auferstehst. *Sie war schlagfertig, lustig, und ...*« Ich suche nach einem Wort, das ausdrückt, was Rena für mich bedeutet. »*Sie war eben Rena!*«, sage ich schließlich.

Aber Rena mustert mich auf einmal ganz ernst und fragt: »Hartmut Schallenberg? Wer ist der Kerl?«

»Romans Vater ist der Chef der Volkspolizei von Halle.«

»Oh, Tilla«, seufzt Rena. »Du bist wirklich hoffnungslos verloren! Ich habe dir doch gesagt, dass Polizisten Unglück bringen.«

»Einer seiner Brüder ist auch Polizist«, sage ich, »aber Roman will studieren wie die anderen beiden.«

»Wahrscheinlich will er lernen, wie man alle in den Knast

bringt. Der geht bestimmt an diese neue Schule für Staats-sicherheit«, sagt Rena. »Au Backe, Tilla! Und du bist die Erste, die er sicherstellt.« Sie sieht mich lange an, dann sagt sie: »Solche Leute haben zehn Augen und Ohren. Sie hören und sehen alles.«

Doch es gibt nichts, was ich verbergen müsste. Politisch, meine ich. Angst haben, das müssen doch nur diejenigen, die gegen unseren Staat sind, die Feinde, die uns sabotieren wollen. Deshalb entgegne ich Rena, dass ich mich vor Leuten mit zehn Augen und Ohren nicht fürchte. Von mir darf jeder alles sehen und alles wissen.

»Ausgerechnet du sagst das«, seufzt sie kopfschüttelnd.

Sie faltet die Decke zusammen, dann brechen wir auf. Ohne dass wir es laut aussprechen, ist uns beiden klar, dass wir nicht mehr hier sein möchten, falls die Männer zurückkommen.

»Nur Vollidioten haben keine Geheimnisse«, sagt Rena und sieht mich so intensiv an, dass meine Haut zu kribbeln beginnt. »Tilla«, sagt sie ganz ernst, »da ist doch mehr in dir, als ... als all das.« Sie zeigt auf mich. Und ich sehe, was sie sieht: die Schülerin, die die besten Noten hat, das Richtige denkt und sogar zu »kriminellen Elementen« höflich ist.

»Mehr ist da nicht«, sage ich deshalb.

Rena tritt ganz nah an mich heran.

»Ich glaube, du traust dich einfach nicht, über deine Geheimnisse nachzudenken. Ich glaube, du hast Schiss.«

Ihre Augen schimmern. Rena kann ihr Aussehen in Sekundenschnelle ändern. Eben wirkte sie noch wild und unnahbar, doch jetzt ist sie plötzlich zärtlich und weich. »Da ist viel mehr, als du zugibst.«

Für einen Moment kommen sich unsere Gesichter immer

näher. Und ich habe wieder dieses Gefühl, das Rena in mir auslöst – Erde und Wildblumen und Gras und etwas von ganz weit unten. Ein tiefes Glück, eine Aufregung, die mir unter der Haut prickelt.

»Was ist mit dir?«, frage ich und sehe ihr in die Augen.  
»Hast du denn Geheimnisse?«

»Ich?«, fragt Rena und schnaubt. »Ich bin ja kein Idiot. Bis morgen!«

\* \* \*

Wie immer warte ich am nächsten Tag nach der Schule darauf, dass Rena bei mir klingelt. Ich habe eine Soße aus Mehl und Milch und etwas Senf zubereitet, jetzt koche ich Eier und Kartoffeln. Wir haben zwar eine Schulspeisung, aber Rena, die immer hungrig ist, wird sich freuen, und für meinen Vater und mich wird es das Abendessen. Heute muss ich unbedingt mit Rena über Roman reden, wegen dieses Ringes, den er mir einfach übergestreift hat, und dem Gefühl, das ich dabei hatte.

Ich gieße die Kartoffeln ab, lasse kaltes Wasser über die Eier laufen und wickle sie in ein Tuch, damit sie warm bleiben, bis Rena kommt. Nachdem die Kartoffeln abgedampft sind, decke ich auch sie wieder mit dem Topfdeckel zu.

Die Uhr an der Wand tickt. Auf dem Tisch liegen die Zeitungen, sofort fällt mir eine Meldung im *Neuen Deutschland* auf: Das Ehepaar Rosenberg sitzt in Amerika immer noch in der Todeszelle. Angeblich haben sie für unsere Seite spioniert. Wir haben in der Schule Briefe an die amerikanische Regierung geschrieben und darum gebeten, dass die Rosenbergs verschont werden, wenigstens wegen ihrer zwei Kinder. Als hätten die Imperialisten ein Herz!

Ansonsten dieselben eintönigen Meldungen wie immer.

*Auszeichnung der Siegerbetriebe im Wettbewerb des ersten Quartals*

*Das Presseamt beim Ministerpräsidenten teilt mit: Der Ministerrat beschloss am 8. Mai 1953, die von den Ministerien und Staatssekretariaten in Zusammenarbeit mit den Industriegewerkschaften und Gewerkschaften ermittelten Siegerbetriebe im Wettbewerb des ersten Quartals mit dem Ehrentitel »Siegerbetrieb im Wettbewerb« und der Wanderfahne des Ministerrats auszuzeichnen.*

Die Wanderfahne für guten Stil geht jedenfalls nicht an diese Zeitung: dreimal *Minister* in einem Satz, zweimal *Wettbewerb*, zweimal *Sieger*. Jeder Lehrer würde solche Wiederholungen in einem Aufsatz ankreiden.

Eine Weile überlege ich, wie ich die verschiedenen Artikel so umformulieren könnte, dass sie besser klingen. Nach der Schule möchte ich Journalistin werden, um über unsere Fortschritte beim Aufbau des Sozialismus zu berichten.

Als ich wieder auf die Uhr sehe, ist eine Stunde vergangen, die Eier sind kalt, und Rena ist immer noch nicht da. Jetzt werde ich unruhig. Wo bleibt sie bloß? Sie kommt doch jeden Tag zu genau dieser Zeit, seit Wochen schon. Rena lässt sich keine Mahlzeit entgehen, sie hat ständig Hunger. Bei ihr zu Hause gibt es nicht viel, weil ihr Vater das ganze Geld versäuft. Der ist auch so ein Kriegsversehrter. Er hat zwar noch alles, Finger, Kopf und Beine, auch kein Zeh ist abgefroren, aber Rena hat erzählt, er ist einer von denen, die nicht mehr ganz normal nach Hause gekommen sind. *Russlandfeldzug*. Wenn ihr Vater trinkt, dann wird er brutal.

»Das verzeih ich den Russen nie, dass sie den nicht erledigt

haben«, sagt Rena immer. Es fühlt sich zwar nicht richtig an, sie so über ihren Vater reden zu hören, aber ich verstehe trotzdem, warum sie das denkt.

Es ist merkwürdig, dass Rena heute nicht aufkreuzt. Gestern hat sie noch zum Abschied gesagt, dass wir uns heute sehen. Hatten wir etwa vereinbart, dass wir uns wieder am Waggon treffen? Schließlich steht der Kuchen noch da – wenn Rena ihn nicht schon mittlerweile ganz aufgegessen hat.

Ich lasse die Eier Eier sein, laufe nach unten, schließe das Fahrrad auf und radle runter zur Saale. Mein Rad ist noch ein Vorkriegsrad. »Friedensware«, wie die alte Meyer mit Andacht sagen würde, als würde ihr beim Gedanken an ihr schönes altes Nazideutschland ganz warm werden. Keine Ahnung, wo mein Vater das Friedensfahrrad aufgetrieben hat, es fährt jedenfalls wunderbar.

Der Waggon leuchtet mir wie immer rostfarben im hochgewachsenen Grün des Grases entgegen. Ich fühle mich frei, wenn ich den Waggon nur sehe, denn dieser Ort und Rena sind für mich eins. Waggon und Rena und Sommer. Heute aber sehe ich mich erst nach allen Richtungen um, ob nicht wieder irgendwelche ein- oder zweibeinigen Männer hier rumstaksen, bevor ich mein Fahrrad ins Gras werfe und losrenne.

Der Kuchen steht einsam auf den Bodenbrettern. Die Decken liegen zerwühlt auf einem Haufen, definitiv nicht mehr so, wie ich sie gestern hinterlassen habe. Wenn ich mich nicht täusche, fehlt von dem Kuchen auch ein gutes Stück mehr als gestern. Rena muss hier gewesen sein und was gegessen haben, mit ihrem ständigen Hunger! Wahrscheinlich ist sie schon baden gegangen, es ist warm und sonnig. Ich ärgere mich, dass ich den

Nachmittag mit den Eiern und Kartoffeln, den düsteren Nachrichten um das Ehepaar Rosenberg und der Wanderfahne des Ministerrats in der dunklen Wohnung verbracht habe.

Immer noch liegen Fluss und Wiesen menschenleer in der Sonne. Schnell schlüpfte ich aus dem Kleid, unter dem ich im Sommer immer schon den Badeanzug trage, und kletterte die Böschung runter zum Ufer. Wir sind hier nicht im Luisenbad, wo man über eine Treppe in den Fluss steigt. Hier in Renas und meinem »Bad« führt der Weg ins Wasser über einen Haufen Schwemmholz, das sich am Ufer gesammelt hat. Man muss über Äste klettern und Matschlöchern ausweichen, bis man endlich in den Fluss springen kann. Ich strecke gerade wieder meinen Fuß aus, um über einen Ast zu steigen, da erkenne ich in letzter Sekunde, dass dieser Ast einen Schuh trägt. Ich zucke zurück, verliere das Gleichgewicht und lande in einem Spalt zwischen kratzigem Gebüsch und spitzen Zweigen. Aber den Schmerz spüre ich nicht – denn es ist nicht nur ein Schuh, der sich im Schwemmholz verfangen hat. Der Schuh steckt an etwas dran. An einem gelblichen Bein, einem schlammverschmierten Strumpf. Eine Schlingpflanzenschliere bahnt sich einen Weg das Bein hoch. Ich schwanke.

»Rena!«, schreie ich. »Rena!«

Keine Antwort. Aber vielleicht hat jemand mein Rufen gehört, der es gar nicht hören sollte? Hektisch sehe ich mich um. Und dann sehe ich wieder zu dem Bein.

*So ein Kleid besitzt Rena nicht*, denke ich. Aber die Haare sind dunkel, genau wie ihre. Die Tote liegt auf dem Bauch, das Gesicht ist nicht zu sehen. Das ist nicht Rena. Oder doch? Der Tod verändert Menschen, heißt es, und deshalb durfte ich auch meine tote Mutter nicht mehr sehen.

Rena hat diese Narben an den Unterschenkeln und außerdem einen sehr muskulösen Körper. Dieser Körper hier ist weich.

*Das ist nicht Renas Kleid, sage ich mir wieder.*

Zitternd breche ich einen Zweig von einem Baumstamm ab und hebe die Haare der Toten an, und inmitten eines Blutergusses auf der Wange sehe ich zwei Muttermale, die mir fremd sind. Erleichtert atme ich aus. *Es ist nicht Rena. Es ist nicht Rena!* Dennoch ist es eine Leiche, vor der ich stehe. Eine Frau. Ist es etwa die, nach der die Männer gestern gesucht haben?

Ein Knacks ertönt hinter mir, ich schrecke hoch, aber da ist niemand. Das Mädchen von den Würfelwiesen, das, was man über die Russen erzählt, der Einbeinige, der mit dem Ast, der Grobe und der Stille, all das fällt mir gleichzeitig ein, und alles, was ich denken kann, ist: *Mörder!*

Ich springe zurück über das Holz und schürfe mir die Beine auf. Ich trete in Astspitzen, falle in Schlammlöcher, renne zum Waggon, ziehe mir hektisch mein Kleid an. Dann renne ich weg von diesem Ort, der bisher der schönste auf der Welt für mich gewesen ist, springe auf mein Fahrrad und rase zur Polizei.

\*\*\*

Ein furchtbar langsamer Polizist nimmt alles, was ich sage, zu Protokoll, während seine Kollegen zur Saale abziehen. Ich habe ihnen beschrieben, wo sie die Leiche finden, wenn sie nicht weggetrieben ist. Außerdem habe ich ihnen gesagt, dass meine Freundin, mit der ich mich jeden Tag an diesem Ort treffe, nicht da war, obwohl wir verabredet waren.

»Wie heißt die Freundin?«, fragt der Polizist.

»Rena«, sage ich und schäme mich dafür, dass ich nicht einmal weiß, ob Rena eine Abkürzung für Renate ist – oder vielleicht für Irene oder für Verena? »Rena Müller.« Wenigstens ihren Nachnamen kenne ich, und ihre Adresse kann ich ihm auch nennen.

»Gut, wir werden sie ebenfalls befragen.«

*Befragen*, das klingt so nach übermorgen. Sollten sie nicht nach ihr suchen? Es könnte doch sein, dass Rena ebenfalls etwas passiert ist.

»Gestern haben wir vier Männer am Ufer gesehen. Sie waren aggressiv«, sage ich. »Sie haben sich selbst als >kriminelle Elemente< bezeichnet.«

Der Polizist nimmt meine Aussage zu den Männern ausdruckslos auf.

»Werden Sie Rena jetzt suchen?«, frage ich.

»Natürlich, wir gehen bei ihr zu Hause vorbei«, sagt er. »Machen Sie sich keine Sorgen, Fräulein. Ihre Freundin wird Angst bekommen haben und nach Hause gerannt sein, falls sie vor Ihnen da war und die Leiche entdeckt hat. Nicht jeder ist so beherzt wie Sie und tut das Richtige.«

Das Problem ist nur: Rena ist viel beherzter als ich, das weiß ich. Also, wo ist sie? Warum ist sie nicht zur Polizei gerannt, oder zu mir? Seit zweieinhalb Monaten kommt sie jeden einzelnen Tag, außer sonntags, wenn mein Vater zu Hause ist. Rena hat es nicht so mit Vätern, sagt sie immer.

»Die Männer waren wütend auf sie. Rena ist ... nicht besonders höflich«, erkläre ich dem Polizisten, damit ihm klar wird, dass meine Freundin möglicherweise in Gefahr ist.

»Wir kümmern uns um diese Sache«, sagt der Polizist un-

gerührt mit starrer Miene. »Fahren Sie bitte einfach nach Hause und erholen sich von dem Schrecken, Fräuleinchen.«

Und das tue ich. Vorbei fahre ich an industriegrau gefärbten Häusern, und hin und wieder vorbei an Ruinen mit anklagenden leeren Fenstern oder einem Bombenloch in der Häuserreihe. Eigentlich will ich sofort anfangen, nach Rena zu suchen, aber da fällt mir siedend heiß die Eislieferung ein, die für heute anstand. Für die bin ich verantwortlich. Und richtig: Als ich zu Hause ankomme und mein Fahrrad im Hauseingang abstelle, sehe ich im Innenhof einen Eisblock vor sich hin schmelzen. Er ist nur noch halb so groß, wie er sein sollte. Verdammt!

Ich rase in den Keller, hole die Axt und den Sack, renne damit in den Innenhof, rolle den Block auf das große Stück Sackleinen und hebe die Axt, um den Block in Stücke zu hacken. Doch als ich das schimmernde Weiß des Eisblocks fixiere, da sehe ich auf ihm das Bild der Leiche, den Schuh, das Bein, das ich zuerst für einen rindenlosen Ast gehalten hatte, die Pflanze, die sich daran hochrankt, die Blumen auf dem Kleid, die Haare, den Bluterguss im Gesicht ... Mein Herz jagt, ich hebe die Axt, lasse sie auf die weiße Fläche niedersausen, und das Bild zerschellt.

Die alte Meyer aus dem Hinterhaus streckt den Kopf aus dem Fenster und sagt anklagend: »Der Boden ist schon ganz matschig.«

Normalerweise bin ich die Höflichkeit in Person, normalerweise würde ich mich entschuldigen, aber an diesem Tag, da hacke ich einfach weiter. *Hack, hack, hack*, ist meine Antwort. Die Meyer beschwert sich: »Der liegt hier schon seit drei Uhr.« *Hack, hack*.

Dann endlich zieht sie sich zurück, verwirrt von meinem Schweigen. Mir ist es egal. Ich fühle mich ein bisschen wie Rena, die sich nicht darum schert, was die Leute von ihr denken. Als der Klotz in kleine Stücke gehackt ist, ziehe ich die vier Ecken des Sacks zu einem Bündel zusammen und schleppe ihn nach oben in die Wohnung.

Unser Zuhause besteht aus einer Küche und einem kleinen Zimmer. Ein Klosett im Hausflur teilen wir uns mit den Nachbarn. Mein Vater schläft im Zimmer, ich schlafe auf der Küchenbank. Die ist nicht nur Sitzgelegenheit und Bett, sie hat sogar noch eine dritte Funktion: Man kann sie aufklappen. Unter ihr hat mein Vater eine Badewanne aus Emaille eingebaut, die wir topfweise mit auf dem Herd aufgekochtem Wasser befüllen können.

Wahrscheinlich hätten wir auch eine größere Wohnung bekommen können, weil mein Vater als alter Parteigenosse, der unter den Nazis inhaftiert war, und auch wegen seiner jetzigen Stelle bei der Stadt gewisse Vorteile genießt. Aber er meint, es reiche schon, dass wir mehr Lebensmittelkarten kriegen als die anderen. Wir als überzeugte Sozialisten sollten nicht auch noch mit einer großen Wohnung den Neid auf uns ziehen, vor allem bei der aktuellen Wohnungsnot nach der Zerstörung und mit den vielen Kriegsflüchtlingen. Es geht doch in unserem Staat genau darum, dass alle gleich viel haben sollen.

Ich stürme mit dem Sack in die Küche, klappe den Deckel vom Kühlschrank auf und fülle das, was vom Eis noch übrig ist, in den Eisschacht. Ob das die kommenden Tage vorhalten wird, um unsere Lebensmittel kühl zu halten? Die nächste Eislieferung kommt erst wieder am Freitag. Immer noch klopft

mein Herz, und ich weiß, dass das nicht von der Anstrengung kommt. Ich vermeide es, die weiße Kühlschranktür oder die Küchenwand anzusehen.

In der Spüle steht dreckiges Geschirr. Das wollte ich eigentlich nach dem Essen mit Rena abwaschen. Mein Vater kommt bald von einer Dienstreise nach Hause, und ich möchte ihn nicht so empfangen, mit dreckigem Geschirr und nur halb gefülltem Kühlschrank. Also mache ich mich an den Abwasch und versuche, nur an den Haushalt zu denken – nicht an die Leiche, nicht an die Frage, wo Rena ist (sie wird einfach bei sich zu Hause sein, ganz klar). Ich schäle die kalten Eier und erhitze sie auf dem Gasherd in der Soße, zwischendurch decke ich schnell den Tisch und klappere mit den Tellern. Und als ich so zwischen Tisch und Herd und Spüle hin- und herrenne, sehe ich da auf einmal meinen Vater in der Tür. Ich habe den Schlüssel im Schloss gar nicht gehört. Er steht an den Rahmen gelehnt, als würde er mich schon eine Weile beobachten, auf die Art, wie er immer lehnt, um sein schlechtes Bein zu entlasten.

Ich werfe die Gabeln neben die Teller und merke erst jetzt unter seinem Blick, wie hektisch ich bin, dass die Anspannung vom Tag in jeder Bewegung steckt, obwohl ich ja versuche, nur an die Teller, die Spüle, den Kochtopf zu denken. Da sagt mein Vater: »Thildi!« Und weil er das so warm ausspricht, so beruhigend, den Namen, mit dem er mich als Kind angedredet hat, so, als würde er verstehen, wie ich mich gerade fühle, schießen mir die Tränen in die Augen.

»Komm mal her«, sagt er, und dann breitet er seine Arme aus. Weil ich sechzehn bin und wir uns nicht mehr so oft umarmen wie früher, bleibe ich stehen, aber mit zwei Schritten

hinkt er zum Tisch und legt den einen Arm um mich und zieht mich an sich.

»Was ist denn los?«, fragt er, aber nicht so, als wolle er sofort eine Antwort. Es klingt eher wie eine Feststellung. Ich erkläre: »Ich habe den Eisblock schmelzen lassen ...« Dann schluchze ich los, und er sagt nur: »Ich bin mir sicher, es gab einen guten Grund dafür.«

Seine Schultern stehen schräg, die eine liegt viel höher als die andere, sein Pullover kratzt an meinem Kinn, und sein Tabakgeruch steigt mir in die Nase.

»Erzähl«, sagt er schließlich, und dann schaltet er den Herd aus. Wir setzen uns auf unsere Küchenbadewannenschlafbank. So gern will ich ihm von der Leiche erzählen und von dem, was ich heute erlebt habe, aber ich schäme mich. Er hat schon so viele Leichen gesehen. Was ist dagegen eine einzige? Er hat mitansehen müssen, wie Menschen ermordet wurden. Als Kind habe ich manchmal gelauscht, wenn seine KZ-Freunde zu Besuch kamen. Wenn sie dachten, dass ich auf der Küchenbank schlief, dann schlich ich mich in den Flur und hörte, worüber sie dort in seinem Zimmer redeten. Da war ich erst acht oder neun, und ganz lange habe ich nicht verstanden, was genau sie meinten. »Morgens aufgewacht, da war er neben mir schon ganz kalt«, »Appell«, »In den Stollen hielt man doch höchstens vier Wochen durch«, »Seife aus ihren Knochen gemacht«, »Mauthausen«, »Auschwitz«.

Und jetzt frage ich mich, wie ich meinem Vater, der all das gesehen hat, erklären soll, dass mich schon eine einzige Leiche aus der Fassung bringt. Als ich es schließlich rausbringe, da erwarte ich eine abwertende Reaktion, ein *na, und?*, aber er legt

seinen Arm noch fester um mich und sagt: »Bestimmt hast du immer noch das Bild im Kopf.«

Ich schließe die Augen, und da ist die Leiche wieder, als wäre sie eingebrannt in meine Lider, ganz leuchtend beschienen von der Sonne, während es hier in der Küche dämmrig ist.

»Hmmm«, macht mein Vater und rückt seine Brille zu-recht. Er hat riesige dicke Gläser, durch die seine Augen viel größer scheinen, als sie sind, braune Augen wie von einem Waldtier, zu groß für sein Gesicht. »Man möchte gern, dass die Bilder verschwinden«, sagt er. »Man will nicht wieder und wieder das Schreckliche sehen müssen.«

»Geht das je wieder weg?«, frage ich ihn. Er muss es ja wissen.

»Du musst hinsehen«, sagt er. »Sieh es dir genau an.«

Und das mache ich. Ich sehe diese Leiche auf meinen Augenlidern, den Schuh, die Haare, das matschige Kleid, und fühle dabei wieder die Angst und das Herzrasen. Ich will die Augen öffnen und stattdessen die Lachfalten von meinem Vater sehen, aber ich betrachte weiter die Leiche, die auf meinen Augenlidern sitzt, Schuh, Bein, Kleid, Hämatom. Angestrengt sehe ich hin, und da passiert es: Die Leiche verschwindet. Plötzlich kann ich wieder an das Abendessen denken und an die Hausaufgaben.

Ich öffne die Augen und nicke meinem Vater zu.

»Weg«, sage ich. Ich kann es noch nicht ganz glauben.

»Wenn sie wiederkommt, machst du es wieder so«, sagt mein Vater, und dann folgt eine seiner Weisheiten: »Das Beste ist, gar nicht erst hinzusehen, wenn was Schlimmes passiert, aber wenn es schon mal geschehen ist, wenn es schon mal in deinem Kopf ist, dann renn nicht weg vor dem Bild.« Dann

räuspert er sich und sagt: »Draußen wegsehen, im Kopf hinsehen.«

Er vermittelt mir öfter mal solcherlei Lebensregeln, von denen ich glaube, dass sie mit dem Konzentrationslager zu tun haben.

*Lerne so viel auswendig, wie du kannst. Jedes Gedicht, jede Geschichte. Man kann dir alles wegnehmen, aber nicht, was in deinem Kopf ist.*

*Achte jeden Gegenstand. Sogar an einem Stein, den du lutschst, können Nährstoffe kleben.*

*Die kleinen Ärgernisse des Alltags, ein Streit, ein schlechtes Zeugnis – sich über so etwas aufregen zu dürfen, das ist das Paradies.*

Und, weniger vornehm: *Dupa nje schklanka – Der Arsch ist nicht aus Glas.*

Ich betrachte die großen Augen meines Vaters und frage mich, ob es deshalb so schlecht um seine Sehkraft bestellt ist, weil er schon viel zu viel gesehen hat. Weil er einfach überhaupt nichts mehr sehen will. Sein Kopf ist schon zu voll von Leichen, sodass keine Kraft mehr da ist, um weiter hinzusehen. Für einen Moment überlege ich, ob ich ihn zu den Leichen in seinem Kopf befragen könnte. Wie viele dort eigentlich drin sind, würde ich gern wissen, und ob er sie auch sieht, wenn er die Augen schließt. Für einen Moment denke ich, wir könnten über die Dinge reden, über die wir jenseits der Lebensweisheiten nie reden. Ich hole schon Luft.

Da nimmt mein Vater meine Hand, streicht mit dem Daumen über den Ring und fragt: »Was ist das?«

Das mit Roman, das scheint mir gerade so weit weg.

»Roman hat mir den gegeben«, sage ich. »Er hat ihn mir

auf dem Schulhof vor allen anderen über den Finger gestreift.«

Mein Vater wird mein Unbehagen mit dem Ring verstehen, so wie er die Sache mit der Leiche verstanden hat, denke ich. Ich mag Roman zwar, aber auch irgendwie nicht. Vor den anderen, die um uns herumstanden, war es natürlich nicht möglich, den Ring abzulehnen und Roman auf diese Art zu blamieren. Natürlich ist es nett von ihm, dass er mir einen Ring schenkt, aber mir wird gleichzeitig ein bisschen übel davon.

»Was für ein schöner Ring«, sagt mein Vater da. »Roman meint es ernst.«

»Ich weiß doch gar nicht, ob Roman der Richtige ist«, murmle ich.

»Mach dir keine Sorgen, Tilla«, sagt mein Vater. »Er ist absolut zuverlässig.«

*Zuverlässig*, meint er das politisch? Natürlich ist Roman einer, der auf der richtigen Seite steht. Sonst würde er mich doch gar nicht interessieren.

»Ich habe mir die Sache mit der Liebe anders vorgestellt«, sage ich trotzdem. »Da geht es doch nicht nur um Politik.«

»Ich meine das nicht *nur* politisch«, ergänzt mein Vater. »Mit dem Ring zeigt Roman dir, wie ernst er es meint.«

Es ist wie eine Art Verlobung, aber gerade das behagt mir nicht. Er hat mich ja nicht mal gefragt.

»Der Ring ist mir zu eng«, sage ich. Mir kommt es vor, als säße er nicht nur an meinem Finger, sondern als habe er sich auch um meine Brust herum festgesetzt. Ich zeige meinem Vater, dass ich den Ring kaum bewegen kann.

Sehnsüchtig warte ich auf seine klugen, erlösenden Worte.

»Mach dir keine Sorgen, das kann man beim Goldschmied

ändern lassen.« Und dann drückt mich mein Vater wieder an sich und sagt: »Es ist gut, jemanden zu haben.«

*Weil wir sonst niemanden haben*, aber das sagt er nicht laut. Keine Familie. Seine Brüder sind schon im Ersten Weltkrieg an der Front gestorben.

»Es ist gut, wenn man nicht nur seinen alten Vater hat, Tilla«, sagt mein Vater. »Wenn es da noch jemanden gibt, der zu einem hält.« Seine riesigen Brillenaugen sind erwartungsvoll auf mich gerichtet. Verletzlich sieht er aus, wie ein scheues Tier.

*Diese kleinen Ärgernisse des Alltags, die sind das Paradies. Achte jeden Gegenstand.* Ich streiche über den Ring an meinem Finger.

»Stimmt«, sage ich und versuche, das Unbehagen wegzuschlucken. Der Arsch ist schließlich nicht aus Glas.

\*\*\*

Nur mit Rena kann ich richtig über Roman reden – aber auch am nächsten Tag kommt sie nicht zum Mittagessen. Sie ist auch nicht an der Saale oder im Waggon. Was mich wirklich wundert, nein, richtig nervös macht, ist, dass der Kuchen heute noch genauso dasteht wie gestern. Wo ist Rena? Ich muss so viel mit ihr besprechen, so viel ist passiert, dabei haben wir uns nur knapp zwei Tage nicht gesehen. In der Schule habe ich niemanden mehr, mit dem ich reden kann.

Bestimmt ist Rena krank und gleich nach unserem letzten Treffen mit Fieber im Bett gelandet. Vielleicht kann ich ihr ja einen Krankenbesuch abstatten. Bei ihr zu Hause, wo ihr Stalingradvater wütet, war ich noch nie. Ich würde gern darauf verzichten, ihn heute kennenzulernen, und beschließe, erst

bei Renas Mutter vorbeizugehen. Sie arbeitet im Konsum in einem Außenbezirk von Halle, gar nicht so weit von unserem Waggon entfernt. Rena hat sie mir mal gezeigt, als wir an dem Laden vorbeigelaufen sind. Ihre Mutter stand hinter der Theke und bediente Kunden. Sie hatte dieselben dunklen Haare wie Rena, die ihr übers Gesicht fielen. »Das ist meine Mutti«, hat Rena gesagt.

Immer, wenn wir an dem Laden vorbeiliefen, hat Rena an die Scheibe geklopft und die Hand gehoben, die Mutter hat immer zurückgewunken und so liebevoll und herzlich gelächelt, dass mir ganz weh zumute wurde, weil ich an meine eigene Mutter denken musste.

Hoffentlich arbeitet Renas Mutter heute.

Als ich ankomme, ist die Schlange vor dem Geschäft endlos. Sicher gibt es etwas besonders Feines, vielleicht Erdbeeren, vielleicht Kaffee. Wenn man eine Schlange sieht, dann tut man gut daran, sich anzustellen, egal, worum es geht. Denn selbst, wenn man nicht braucht, was man erwirbt, kann man es gegen etwas anderes eintauschen. Sobald ich rausgekriegt hab, wo Rena ist, werde ich mich auf jeden Fall auch anstellen. Ich laufe also an der Schlange vorbei in den Laden, aber da beginnen hinter mir die Leute zu toben.

»Hinten anstellen!«

»So nicht, junge Dame!«

Jemand zieht mich am Arm, um mich herum sind lauter empörte Gesichter. So höflich, wie ich kann, entschuldige ich mich und erkläre: »Verzeihung, ich möchte nur die Mutter einer Freundin besuchen, die hier arbeitet.«

»Vetternwirtschaft!«, ruft jemand. »Die kriegt dann wie-

der das Beste!« Und ein anderer ruft: »Bückware für alle!« Aber ich bin ja gar nicht auf die Ware aus, die die Verkäuferinnen hinterm Ladentisch für ihre Bekannten bunkern. Rena würde dieser mürrischen Masse jetzt die Meinung geigen, ich hingegen entschuldige mich noch dreimal und sage, dass sie ja sehen werden, dass ich nur etwas fragen möchte, dass ich nichts erhalten oder kaufen werde. Dann betrete ich schnell den Laden, misstrauisch verfolgt von den Blicken der Leute. Ein Mann läuft mir sogar nach, um zu überwachen, was vor sich geht. Ich versuche, ihn zu ignorieren.

Zwei Verkäuferinnen stehen an der Theke und bedienen die Leute. Und tatsächlich, in einer Ecke sitzt Renas Mutter und klebt die von den Kunden abgegebenen Lebensmittelmarken auf Papier. Sie taucht gerade den Pinsel in den Leimtopf und streicht eine Zeile auf dem Papier voll.

Ich räuspere mich. »Entschuldigen Sie die Störung ... Ich wollte nur fragen, ob Rena krank ist?« Der Mann steht immer noch neben mir und überwacht, ob es nicht doch um Bückware geht.

Renas Mutter sieht auf. »Wie bitte?«, fragt sie.

Ich spreche oft zu leise. Manchmal hasse ich meine Schüchternheit.

»Ist Rena krank?«, frage ich so laut und deutlich, wie ich kann.

»Wer ist Rena?«, fragt sie.

Ich sehe der Frau ins Gesicht. Das ist Renas Mutter, ich weiß es ganz genau. Die dunklen Locken und dieses junge freundliche Gesicht erkenne ich wieder. Sie ist die Frau, der wir immer zugewunken haben. Kennt sie vielleicht die Abkürzung Rena nicht?

»Ihre Tochter«, sage ich daher. »Ich nenne sie Rena.«

Die Verkäuferin sieht mich erstaunt an, ganz so, als stimme etwas mit mir nicht.

»Ich habe keine Tochter, die Rena heißt«, sagt sie.

Da ist es wieder, das Gefühl, das ich auch schon am Waggon hatte: dass etwas Unheimliches in meine sichere Realität bricht und gleich etwas Schlimmes passieren wird. Alle Haare stellen sich mir auf.

Die Frau fährt fort: »Ich habe überhaupt keine Tochter.«

\*\*\*

*Alles wird sich klären*, denke ich, während ich heftig in die Pedale trete und ans andere Ende der Stadt fahre. Dort werde ich endlich Rena finden, und dann werde ich alles verstehen. Bestimmt habe ich die Frau verwechselt, obwohl ich mir so sicher war.

Vielleicht hat sich Rena einfach gewünscht, dass diese Frau ihre Mutter wäre. Vielleicht ist Renas Mutter auch tot, und dann passiert es ihr, so wie es mir auch passiert, dass sie jemanden sieht, der ihrer Mutter ähnlich ist, und plötzlich greift ihr dieses schmerzhafteste Gefühl in den Brustraum. Ich könnte das wirklich verstehen, dass man sich eine lebende Mutter ausdenkt, weil die Lücke der toten Mutter so wehtut. Deshalb wäre ich ihr niemals böse. Schon gar nicht, wo sie diesen schrecklichen Vater hat.

»Wenn er getrunken hat, dann dreht er durch, weil er besoffen ist«, sagt Rena immer, »und wenn er nicht getrunken hat, dann dreht er durch, weil er auf Entzug ist. So oder so, man kommt besser nicht in seine Nähe.«

Logisch, dass ich noch nie bei ihr zu Hause war. Aber jetzt muss ich.

Renas Stadtteil ist von Ruinen durchzogen. Das waren die Bomben der Amerikaner. Vor ihrem Haus schließe ich mein Fahrrad ab. Ich habe es so eilig, dass ich viel zu hektisch mit dem Fahrradschlüssel hantiere, und der Anschlussautomat verklemmt sich. Ich fluche, und dann ist das Schloss endlich zu.

»Eingang zum Kaffeeschank« steht in altmodischer Schrift an der Fassade des schäbigen Mietshauses. Rena hat darüber gelacht und gesagt, jetzt gebe es höchstens noch einen Schnapsausschank im Haus, und den betreibt ihr Vater. Sein einziger Kunde ist er selbst.

Die Fensterscheiben der Erdgeschosswohnung sind eingeschlagen. Ich atme tief durch, aber mir ist immer noch unwohl dabei, die Haustür zu öffnen, die ziemlich schief in den Angeln hängt. Vielleicht hat Renas Vater damit zu tun, dass sie heute nicht gekommen ist? Hoffentlich nicht. Ich denke an die Narben auf Renas Rücken, für die sie mir nie eine Erklärung gegeben hat, und mache mir noch mehr Sorgen.

Als ich schließlich die Haustür aufdrücke, schlägt mir ein modriger Geruch entgegen. Einer nach Keller und Feuchtigkeit und Schimmel.

Rena hingegen riecht nach Wiese und Erde. Sie kann nicht hier unten leben. Wahrscheinlich ist ihre Wohnung weiter oben, Richtung Dach, wo es mehr frische Luft gibt. Manchmal haben diese Häuser, die die Feuchtigkeit aus dem Boden ziehen, oben ganz trockene Wände. Ich suche nach einem Lichtschalter und drücke ihn, doch nichts passiert.

Mit einem Knarren schließt sich hinter mir die Eingangstür, es wird finster. Nur am Ende des Hausflures, da, wo es raus zum Hof geht, dringt Licht ein. Ganz langsam gewöhnen sich meine Augen an die Dunkelheit.

Ich taste mich vor zum Treppenhaus, auch hier muss ich eine Tür öffnen. Hinter der Tür ist es heller. Ich laufe die steinerne Treppe hoch. Helligkeit schlägt mir entgegen. Blendende Helligkeit. Denn es ist nicht nur ein Fenster, durch das dieses Licht eindringt. Als ich auf dem Treppenabsatz im ersten Stock stehen bleibe, befinde ich mich fast im Freien, denn ich blicke direkt auf den Innenhof, in dem Trümmerteile liegen. Die Rückwand des Hauses ist komplett weggesprengt worden.

Ich klopfe gegen eine der Eingangstüren, die auf diesem Stockwerk liegen, und dann drücke ich probeweise die Klinke. Bauschutt und zerbrochenes Glas auf dem Boden.

Oben müssen die Wohnungen noch unzerstört sein, denke ich zunächst, oben wird Rena wohnen. Ich frage mich, wie das geht, wie eine Fliegerbombe diese Art von Schaden anrichten kann, wie es sein kann, dass ein Haus unten zerstört, aber oben intakt ist? Ich will die Treppe hochsteigen, aber ich wage es nicht. Das sieht alles ziemlich einsturzgefährdet aus.

Wie kann hier irgendjemand wohnen?

Ich renne zurück, die Treppe hinunter, lasse die schwingende Tür zum Treppenhaus hinter mir zuschlagen, taste mich durch den dunklen Hausflur und öffne die Tür zum Innenhof. Der Himmel ist ganz hell. Inmitten von dem Schutt steht noch ein Baum, von dem eine verrottete Schaukel hängt. Ich klettere über das Geröll bis zum Ende des Hofes. Von hier aus kann ich das ganze Haus sehen, von dem leer stehenden Parterre bis nach ganz oben unter das Dach.

Es fühlt sich an, als würde mir jemand in den Magen schlagen. Für einen Moment denke ich, dass das alles nicht real ist. Dass ich in einen Albtraum geraten bin. Das Haus, das Rena mir gezeigt hat, besteht fast nur noch aus dem Erdgeschoss und der Fassade. Von hier aus sehe ich die abgerissene Hinterwand, die den Blick in die leeren ehemaligen Wohnungen freigibt. Die Räume bestehen nur aus Trümmern und Schutt. Aus einer gekachelten Küche ragt einsam ein alter Herd. Eines ist klar: Hier wohnt niemand mehr.

Mein Magen dreht sich ganz um, als mir klar wird, dass das Haus wie Rena ist: eine einzige Lüge hinter der Fassade.

Tränen laufen mir die Wangen herunter, während ich würge.

Dass ich darauf hereingefallen bin! Hat irgendwas von dem, was Rena gesagt hat, gestimmt? Unsere Freundschaft – war die auch nur vorgetäuscht? Das tut am meisten weh. Und dann werde ich wütend: Ich soll Geheimnisse haben, hat sie gesagt. Dabei ist sie es, die ein einziges Geheimnis *ist*. Wieder blicke ich auf das Haus, auf die nackte Wirklichkeit, die so gar nicht ist, was die Fassade vorn an der Straße verspricht.

Während ich weine, blitzen Bilder in mir auf, Situationen, die ich mit Rena erlebt habe, Dinge, die sie gesagt hat und von denen ich mich jetzt frage, ob sie vielleicht eine ganz andere Bedeutung hatten, als ich dachte. Ich sehe ihr Lächeln vor mir, ihr warmes, herzliches Gesicht, und auf einmal scheint mir auch das nicht mehr echt zu sein. Die Bilder in meinem Kopf wechseln immer schneller ab, wie ein Musikstück, das auf seinen Höhepunkt zuläuft – dann gibt es einen Paukenschlag, und es ist auf einmal Ruhe. Nur noch Leere in meinem Kopf, bis auf eine einzige Frage, ein Dröhnen, das nicht aufhört. Sie lautet nicht mehr: Wo ist Rena? Sondern: *Wer* ist Rena?